

Doppel-Nummer (Preis 60 Heller)

Nr. 275—276. 22. März 1909

X. Jahr

Die Fackel

Herausgeber:

KARL KRAUS

INHALT:

Die Hundsgrotte. Von Karl Kraus. — **Mittelschule.** Von Otto Soyka. — **Literatur.** Von Karl Kraus. — **Erotische Krisen.** Von Paul Barchan. — **Glossen.** — **Sprüche und Widersprüche.** Von Karl Kraus. — **Pascin.** Von Karl Borromaeus Heinrich. — **Der Fortschritt.** Von Karl Kraus.

Erscheint in zwangloser Folge.

Nachdruck und gewerbmäßiges Verleihen verboten; gerichtliche Verfolgung vorbehalten.

WIEN.

Verlag 'DIE FACKEL' III. Hintere Töllamtsstraße 3.

SOEBEN ERSCHIENEN:

**KARL KRAVS
SPRVECHE
VND WIDER-
SPRVECHE**

Verlag ALBERT LANGEN München

**DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG ZU BEZIEHEN.
BROSCHIERT M 3.50, IN LEINEN GEB. M 4.50, IN HALBFRANZ GEB. M 7.50.**

DIE FACKEL

NR. 275—76

22. MÄRZ 1909

X. JAHR

Die Hundsgrotte

»Ein Ort verborgen unter faulem Nebel,
Von Sümpfen, die herquellen vom Cocytus,
Aushaucht er lauter heiße gift'ge Dämpfe.
Es kann Autumnus keine goldnen Früchte
Hintragen, und der Frühling keine Blumen
Und keine blühnden Zweige voll von Sängern
Der süßen Liebe, keine Nichtigallen.
Hier wohnt das alte Chaos ... «

Petronius

Es ist unmöglich, der Justiz Unrecht zu tun. Aus dem flüchtigsten und entstelltesten Gerichtssaalbericht gewinnt man das richtige Bild einer Verhandlung. Es mag der Fall sein, daß kein Wort so gesprochen wurde, wie es der Bericht wiedergibt: die Justiz würde den schärfsten Haß schon darum verdienen, weil sie selbst die Wahrheit hinter die Reklame stellt und ihr der Respekt vor der Tagespresse den Willen lähmt, falsche Tatsachen durch eine Berichtigung aus der Welt zu schaffen. Die polemische Betrachtung aber, die sich mit den Verbrechen der Justiz befaßt, stützt sich mit Recht auf das Material der Reportage, nicht nur weil die Unwidersprochenheit für die Wahrheit zeugt, sondern weil sie auch für eine Gesinnung zeugt, der noch schlimmere Wahrheit zuzutrauen wäre. Mein anklägerisches Gewissen bliebe ruhig, wenn sich herausstellte, daß das wahre Bild der Sexualjustiz sich nicht völlig mit jenem deckt, das ich mir aus den unwiderlegten Schändlichkeiten des Tages komponiert habe. Ich wüßte, daß es noch häßlicher ist. Bei diesem täglichen Konflikt zwischen dem Leben und der Borniertheit ist die Unfähigkeit der Berichterstattung eher ein versöhnendes Element. Ob sie will oder nicht, ob sie kann oder versagt, eine Handvoll Unmenschlichkeit holt sie aus diesem Inferno doch hervor. Wer nur mit halbem Ohrinhört, hört genug, und wer mit einem Stockschnupfen in ein Gerichtszimmer tritt, kriegt dennoch eine Nase voll jener Gerüche, die ein lebensfeindlicher Geist an einen Ort gebannt hat, damit in dieser pflichtenvollen Welt wenigstens die Pflicht zu stinken erfüllt werde.

In der Nähe von Baja ist eine Grotte, in der giftige Gase aufsteigen. Zur Ergötzung der Reisenden wurde dort gezeigt, wie weit ein Hund hineingeführt werden könne, bis er ohnmächtig wird; denn die deutschen Reisenden sind widerstandsfähig und opfern dem Genuß einer Sehenswürdigkeit gern die Gesundheit eines Hundes. Die grausame italienische Regierung aber entzog der heimischen Bevölkerung eine Einnahmequelle und verbot das Tierexperiment. Die Einrichtungen der Staaten nun sind wie Sehenswürdigkeiten, die der Neugierde höherer Wesen dienen, und diesen überweltlichen Reisenden ist das Vergnügen bis heute nicht geschmälert worden, zu sehen, wie weit Menschen in die Hundsgrotte der Justiz geführt werden müssen, um nicht mehr atmen zu können.

Sagt mir nun einer, so und so hätte sich der Vorgang nicht abgespielt, so antworte ich, daß die Nachricht von einem Sterbefall noch so übertrieben sein könne, sie sei noch immer nicht übertrieben genug, solange sie vom Tod bestätigt wird. Die Lobredner unserer Justiz haben eine fatale Ähnlichkeit mit jenem Tröster, der auf die Klage einer Witwe, ihr Seliger habe an einer schweren Lungenentzündung gelitten, die beruhigenden Worte findet, es werde hoffentlich nicht so schlimm gewesen sein. Was die Gerichtssaalberichte melden, hat sich möglicherweise nicht immer so schlimm zugetragen, aber anders und schlimmer. Die Verkürzung, in der der Bericht ein Bild der Verhandlung gibt, ist sein Fehler und Vorzug. Sein Fehler, weil die Kürze von hundert Angriffen gegen Menschengefühl und Takt kaum fünf berücksichtigt und an diesen möglicherweise durch Unterstreichung einbringt, was sie an der Fülle versäumt hat; weil sie den perspektivenlosen Leser nicht allein in den Glauben versetzt, dieser Text sei der Wortlaut, sondern er sei der Inhalt einer fünfstündigen Verhandlung. Die Verkürzung ist aber wieder ein Vorzug, indem die Unperspektive der Darstellung der passende Ausdruck der Unperspektive ist, in der die Justiz das verhandelte Stück Leben sieht. Für den Schall der Lebensfremdheit hat gerade die Dummheit das beste Ohr, und so unwahr sie sein mögen, so wahrscheinlich klingen diese lächerlichen Bemerkungen, die tagtäglich den überlegenen Verhandlungsleitern, den neugierigen Votanten und den achselzuckenden Anklägern in den Mund gelegt werden. Ich habe um zweifacher Kontrolle willen vielen Verhandlungen beigewohnt; und ich muß bekennen, daß mein allzuscharfes Gehör mir eine Fülle von Eindrücken gab, aber kein Bild sich entwickeln ließ, und daß ich dieses erst in den ungenauen Berichten fand, die ich am andern Tage zu Gesicht bekam. Kein besserer Ausdruck einer geistlosen Willkür wäre herstellbar, und er reicht fast an die Wahrheit jenes Berichtes heran, den ich im Voraus über jede Verhandlung vor einem Sexualsenat verfassen könnte. Denn er gibt nicht bloß eine Vorstellung von der Gemütsbeschaffenheit der Menschen, die über Menschen richten, von einem Zustand, der Zweifel macht, ob diese Praxis schlechter sei oder diese Gesetzlichkeit. Er stellt auch wieder das Gleichgewicht her zwischen einem gegenwärtigen Jammer und der Aussichtslosigkeit aller Reformen. Denn er vermag in zehn abgerissenen Sätzen eines Zeugenverhörs das Bild einer menschlichen Gesellschaft zu zeichnen, zu deren Lumpenhülle eine geflickte Justiz ganz so gehört, wie zu dieser eine schleißige Presse. Wenn in einem Bericht von zehn Zeilen die gegenseitige Zufriedenheit, die diese Institutionen am Leben erhält, und weiter nichts zum Ausdruck kommt, dann sagt er die Wahrheit. Der Bericht über die Verhandlung gegen die »Hochstaplerin Berta Hannemann« soll nicht zeigen, daß die Merkmale des Betruges auf die Tat der Angeklagten passen, sondern er soll zeigen, daß die Merkmale des Betruges auf eine Weltordnung passen, die ein schönes Weib unter der falschen Vor Spiegelung des Paradieses durch die Syphilis in den Kerker lockt.

Daß sie sich in der Notwehr so weit vergißt, von der deutschen Botschaft 23 Kronen und von einem Oberleutnant 80 Kronen als Vorschuß für eine Reise zu verlangen, die sie nicht antritt, das bedeutet gegen den Schwindel, den ihr die Welt vorgemacht hat, nichts, weniger als nichts, aber immerhin sechs Monate Kerker. Sie war einst ein vielumgeiltes Theaterweib und zwischen Petersburg und Buenos Aires warteten viele Botschafter, Oberleutnants und Staatsanwälte auf den Schluß der Vorstellung. Will es der Zufall und ein Bankier steckt sie an. Sie verliert ihre Stimme, sie verliert ihr Engagement, und die Vertreter der sittlichen Ordnung warten jetzt nur mehr auf das Ende ihrer Schönheit. Sie können es gar nicht erwarten, und bald werden dieser aufgeregten Spannung die Gerichtssaalreporter gerecht. »Ihr feinge-

schnittenes Profil, die funkelnden schwarzen Augen«, meint der eine, »lassen trotz der Zerstörung, die Ausschweifung und Trunksucht in ihren Zügen ange richtet, die Spuren einstiger Schönheit erkennen«. Oh, frohlockt ein anderer, »in einem verwaschenen alten Kattunkleid, das Gesicht verblüht und gelb« steht sie heute vor dem Erkenntnisgericht. Spuren einstiger Schönheit?, beruhigt der Vertreter eines gewissen Lippowitz jenen Bankier, der den Grund zu ihrer zweiten Karriere gelegt und ihr eine Sinekure für ein solideres Leben verschafft hat: »die Angeklagte ist heute eine trotz ihrer fünfunddreißig Jahre schon sehr ältlich aussehende Frau«. »Jugend und Schönheit, mit denen sie bestach, sind dahin«, triumphiert der Vertreter eines antikorruptionistischen Blattes, »und es ist nicht mehr die sieghafte Verve, mit der sie spielend leicht ihre Opfer fand«. Er würde sich am Ende getrauen, ähnliches auch jenem Bankier nachzusagen, wenn er wüßte, wo er wohnt. Immerhin ist es tröstlich, aus einem unabhängigen Blatte zu erfahren, daß »eine schwere, jahrealte Erkrankung des Blutes die Elastizität der Angeklagten vernichtet hat«. Da man aber noch immer nicht ganz sicher ist und auch Männer zu Falle kommen könnten, die den Spuren einstiger Schönheit errötend folgen, so erklärt der Staatsanwalt Budinsky, man müsse eine so gefährliche Person unschädlich machen, und beantragt die Abgabe an eine Zwangsarbeitsanstalt. Der Gerichtshof schließt sich der Ansicht der Reporter an, beruhigt sich dabei, daß sie ohnedies schon verwese, und läßt es beim Rade bewenden ...

Nichts vermöchte das Verhältnis der Justiz zum Leben besser auszu drücken, als die Erstarrung des journalistischen Wortes zum Klischee. Para graphen und Phrasen werden mit einer Materie fertig, an der Kunst und Psy chologie stümpfern. Das Handwerk schöpft einen Ozean aus, und es bleibt der »Sumpf der Großstadt«. Irgendwo haben Freude und Jammer zu laute Zwie sprache geführt: »Wieder eine Lasterhöhle ausgehoben.« Zwischen Strafre gister und Spitzmarke fristen die Triebe ihr Dasein. »Dann begann sie ihre Laufbahn als Kurtisane und Betrügerin.« Als Vorsatz glaubt man es nicht ein mal der Justiz oder der Presse, aber von einer Frau muß es unbedingt gelten. Denn sie rühmte sich hoher Bekanntschaften und »will sogar vorübergehend die Geliebte des serbischen Kronprinzen gewesen sein« Man denke! Und selbst dem sozialdemokratischen Berichterstatter kommt die Sache nicht ge heuer vor, da jener Kronprinz »jetzt mit anderen Dingen beschäftigt« sei. Man spürt deutlich, daß an dieser Stelle des Berichtes nur durch einen Zufall die Parenthese »Bewegung« ausgelassen wurde. Denn nichts setzt die Kostgän ger der Strafjustiz mehr in Erstaunen, als daß die geschlechtlichen Beziehun gen weiblicher Angeklagten in Sphären reichen sollen, die ihrer Kontrolle ent rückt sind. Daß die Delinquentin »den im hiesigen Landesgericht in Untersu chungshaft befindlichen Pfandscheinschwindler B. zur Heirat zu bewegen suchte«, scheint allen plausibel, aber ein außerehelicher Verkehr mit dem ser bischen Kronprinzen — darüber kommt kein Votant hinweg. Man kann es als ein wahres Glück bezeichnen, daß nicht alle Frauenzimmer, die von den Obre novitsch und Karageorgevitsch um den Schandlohn geprellt wurden, gezwun gen waren, die deutsche Botschaft zu betrügen, es wäre sonst des Staunens in den Wiener Gerichtssälen kein Ende. Solch eine Abenteurerin richtet genug Schaden an, wenn sie in die bürgerliche Gesellschaft einbricht und für die Er regung eines flüchtigen Sinnenkitzels eine Vermögensleistung begehrt. Noch schlimmeren Schaden, wenn sie nicht einmal bietet, wofür sie im Voraus Geld empfangen hat. Ein Opfer meldet sich nach dem andern, sie alle haben annon ciert, daß sie eine Mätresse brauchen, die Angeklagte hat Reisevorschuß be kommen und sich damit begnügt, aufregende Briefe zu schreiben. Die Ange klagte sagt zu ihrer Verantwortung, sie habe tatsächlich die Absicht gehabt,

die Prostitutionsverträge zu erfüllen. Das Gericht aber weist ihr nach, daß sie auch dann sich eines Betrug es schuldig gemacht hätte. Denn sie »gab an, sie besitze eine tadellose Vergangenheit, ein sehr gutes Herz, offenen und ehrlichen Charakter«. Ist das wahr, Berta Hannemann? In einem zweiten Brief schrieb sie wieder, »sie besitze nichts als ihre Jugend und Schönheit«. Herzeigen! Aber selbst wenn es wahr ist, über den Widerspruch der beiden Behauptungen kommt kein Votant hinweg. Es kamen auch Briefe aus der Liebeskorrespondenz der Angeklagten zur Verlesung, in denen sie angab, »daß sie noch kein Mann berührt habe«. Nun, der Gerichtshof nimmt die Unwahrheit dieser Behauptung als notorisch an. Man kennt diese Sorte von Schwindlerinnen; es ist die weitaus gefährlichste. Und es ist jener Betrug, den die Männer am schwersten verzeihen, und wenn der Staatsanwalt ihn auch nicht anklagen kann, als Illustrationsfaktum tut er seine Schuldigkeit. Der Gesetzgeber hat dieses Schulbeispiel einer listigen Vorstellung, durch welche eine Person in Irrtum geführt und dadurch in ihren Rechten geschädigt wird, nicht berücksichtigt, und der Gerichtshof ist leider nicht einmal in der Lage, den Privatbeteiligten auf den Zivilrechtsweg zu verweisen. Aber die Unglücklichen, die das Opfer des Betrug es geworden sind, spüren es, daß hier die Idealkonkurrenz zweier Tatbestände vorliegt: daß eine keine Jungfrau mehr ist (*lucrum cessans*) und daß sie behauptet hat, es zu sein, und sich das Gegenteil herausstellt (*damnum emergens*).

Eine Angeklagte, die mit solchen Mitteln gearbeitet hat, die sich durch Trotz dem körperlichen Verfall und durch List der sozialen Verachtung zu widersetzen versuchte, muß sich der Hoffnung begeben, daß ihr die irdische Justiz, die in jeder Lage die Wahrheit und nichts als die Wahrheit fordert, auch nur mildernde Umstände zubillige. Von welcher Verworfenheit zeugt es, einen annoncierenden reichsunmittelbaren Fürsten, schöne Männergestalt, der zehn Millionen Mark zu besitzen vorgibt und die Bekanntschaft einer Dame mit ebensolchem Vermögen sucht, derart hineinzulegen! Die Bertha Hannemann besaß keinen Knopf und da der Fürst Bortia ebensoviel besaß, mußte er die Täuschung doppelt schmerzlich empfinden. Als sie erfuhr, daß er mittellos sei, war sie herzlos genug, die Korrespondenz abzubrechen. Aber der Fürst war noch nicht enttäuscht, schrieb glühende Liebesbriefe »in Verzweiflung, daß ich mit Ihnen die Verbindung verliere« und bat, ihm wenigstens noch einmal zu schreiben, »wenn Sie mir nicht mehr wünschen«. Was tat sie? Sie nützte diese Korrespondenz aus, um von der deutschen Botschaft zuerst 23 Kronen und als ihr diese verweigert wurden, 3 Kronen zu erbetteln. Man erkundigte sich beim reichsunmittelbaren Fürsten. Dieser, von Bertha Hannemann zum Glauben verführt, er besitze zehn Millionen Mark, brachte eben noch so viel Geld auf, um zu depeschieren, er sei einer Schwindlerin zum Opfer gefallen. »Mir ist wirklich leid, daß die Geschichte so endet«, hatte er ihr kurz vorher geschrieben, »wir hätten sehr glücklich sein können«. Aber weil sie die zehn Millionen nicht hatte, die ihm gerade fehlten, erstattete er die Anzeige bei der Polizei. Der Oberleutnant hätte dies wegen der 30 Kronen allein noch nicht getan. Aber als ihm »die wirkliche Photographie der Angeklagten gezeigt wurde, war er so empört, daß er sich dem Strafverfahren anschloß«. Der Vorsitzende verliert diese und ähnliche Feststellungen etwa mit jener Zufriedenheit über eine harmonische Weltordnung, die einst das Schöpfungsprotokoll mit dem Eindruck besiegelte: Und er sahe, daß es gut war. Durch das Weib kam das Übel in die Welt. Aber die Männer sind ganz so, wie sie sein sollen. Solange der Mann noch nicht völlig vom Weibe enttäuscht ist, schreibt er einen Brief, der die Sätze enthält:

»Liebe Freundin! ... Sie wechseln zu oft ihre Pläne, und kurz vor ihrer Abreise bekommen Sie ein prächtiges Bukett vom 'Fürsten', sind gerührt, bleiben in Wien und ich blamiere mich und fahre umsonst nach Fiume! Ne! Scherz bei Seite, das ist nicht nach meinem Geschmack! Warum haben Sie sich denn die Haare schwarz gefärbt? Die waren doch 'goldblond'. Nicht? Schade! Viele Männer haben ein Faible für blondes Haar, so auch ich. Eigentlich eine blöde Einbildung, was? Im allgemeinen sind aber die blonden Damen doch viel sanfter und etwas weniger launenhaft wie die schwarzen, nicht? In ihrem vorigen Briefe sagten Sie, der 'Fürst' möchte Sie gern nackt sehen. Schau, schau! Gar kein übler Geschmack, doch den Anblick gönnen Sie lieber einem ihrer Freunde, nicht? ... Ich habe nämlich in Wien einige Feindinnen, wissen Sie; da dachte ich mir vielleicht, Sie haben irgend einen 'Tratsch' gehört, nicht? Eine nannte mich 'Tiger', ein hübsches Prädikat, was? Wahrscheinlich war ich ihr zu grausam! ... Vielleicht fahren Sie zuerst nach Budapest, nicht? Eine hübsche Stadt, manche Teile sogar schöner als Wien! Und ein lustiges Nachtleben; so eine fesche Zigeunerkapelle, die lasse ich mir gefallen! ... Viel Glück. Herzliche Grüße und einen Abschiedskuß von ihrem unglücklichen Jules.«

Ein prächtiger Brief, was? Ein interessanter Mensch, nicht? Aber bald soll es anders kommen, und der Tiger erwacht. »Madame!« (Bei dieser Anrede kann sich der Vorsitzende, der ein Weltmann ist, einer Kritik nicht enthalten. »Wenn man 'Madame' schreibt«, meint er, ist es immer aus!« Heiterkeit. Die hoffentlich auch nicht ausblieb, als der Vorsitzende das reumütige Geständnis der Angeklagten, sie habe nicht mehr singen können, durch die Feststellung ergänzte: »Ihre Stimme war schon früher durch eine Krankheit beeinträchtigt.«)

»Madame! Soeben erhalte ich ihre flüchtigen Zeilen. Sie nehmen sich nicht einmal die Mühe, mir einen ordentlichen Brief zu schreiben. Da bin ich ganz anders gewöhnt, ich könnte ihnen 16 Seiten lange Briefe von sehr feinen Damen zeigen, welche sich um meine Gunst bemühten! Sie glauben mit einem ihrer schweifwedelnden Freunde aus Wien zu tun zu haben. Bin kein Gigerl, das den Weibern nachlauft, wissen Sie; ich behandle diese Rasse im Gegenteil mit solenner Verachtung, wie sie es verdient. Ich brauche bei meiner Lebensweise überhaupt keine 'Liebe', und wenn ich gerade einmal eine 'Liebe' wollte, so habe ich hier genug Frauenzimmer, die sich ein Vergnügen draus machen, wenn ich sie überhaupt ansehe! Sie haben keine Nachricht! Ha! Ha! Sie hätten damals kommen sollen, als ich Sie haben wollte; jetzt kann ich Sie nicht mehr brauchen und will überhaupt nichts mehr von ihnen wissen! Ich hab' mich genug mit ihnen früher geärgert und pfeif` auf so ein herz— und gefühlloses Geschöpf! Lesen Sie die Zeitung, dort steht, daß vor ein paar Tagen ein Offizier, den ich zufällig kenne, das Opfer einer Damenbekanntschaft wurde, indem eine 'Freundin' 8000 K aus seiner Wohnung geraubt hat. So ein Gewürm sollte man zertreten, durch welches ein Ehrenmann durchs ganze Leben ruiniert wurde. Ich rate ihnen, sich ehrliche Arbeit zu suchen und mich nicht mehr zu belästigen, sonst zeige ich Sie noch der Polizei an. Sie sind eine Komödiantin, nichts weiter! Hü-

ten Sie sich, sonst könnte es ihnen noch schlecht gehen. Sie Schwindlerin! Mit verachtungsvollem Gruß Jules.«

Das ist der Tiger; aber er hat sie doch erst angezeigt, als er ihre Photographie sah. Denn sie war nicht mehr schön genug, um hinausgeworfene 80 Kronen verschmerzen zu lassen.

Ein Reigen beschädigter Männlichkeit zieht an uns vorüber, der sich trotz Spesenverlust und betrogener Erwartung noch sehen lassen kann. Solche Prozesse gegen Weiber, die sich die Haare färben, den Namen wechseln und das Alter nicht wahrheitsgetreu angeben, sind nützlich, weil im Zuge der Enthüllungen der wahre Stand der männlichen Ethik bekannt wird. Es ist ein untrügliches Zeichen einer Zeit, wie sie die Agenden zwischen den Geschlechtern verteilt hat: ob sich mehr Weiber dem Strafverfahren gegen einen Mann oder mehr Männer dem Strafverfahren gegen ein Weib anschließen. Unsere bietet das Schauspiel, wie ein Dutzend Inhaber eines sittlichen Bewußtseins, ein Dutzend Träger geistiger Verantwortung und ein Staatsanwalt hinter einem Geschöpf her sind, dessen ganze Wehrkraft gegenüber dem Leben in der Fähigkeit besteht, sich zur rechten Zeit die Röcke aufzuheben. Das Weib verletzt durch Gewährung die Ansprüche der Moral und durch Versagung die Ansprüche der Unmoral. Aber die Moral läßt mit sich reden, sie konzessioniert Freudenhäuser, sie erteilt »Erlaubnisscheine«. Die Unmoral ist unerbittlich, ihre Forderungen sind vollstreckbar und aus jedem Gerichtszimmer geht sie mit erhobener Stirne. Was hätte unsere Angeklagte den Wartenden bieten können? Vielleicht hielt sie eine sittliche Überlegung davon zurück, jenes gefährliche Geheimnis an die Männer weiterzugeben, das ihr ein Mann bedenkenlos anvertraut hatte. Sie wollte sich ihre paar Gulden auch ohne diese Leistung verdienen, und konnte glauben, daß damit die Illusion, die zu geben sie sich begnügte, nicht überzahlt sei. Schließlich möchte man, solange die Männer ungestraft die Frauen anstecken dürfen, wenigstens für ein Gesetz stimmen, das es den Frauen erlaubt, einen Tribut von den Männern einzuheben, die durch sie vor Ansteckung bewahrt bleiben. Solche Entschädigung sollte rühmlich sein, und weitab von der Möglichkeit, unter die Strafsanktion des Betruges zu fallen, sollte jene Vorspiegelung liegen, die den Himmel auf Erden bloß verspricht, anstatt die Hölle zu gewähren. Es ist eine erbarmungslose Zeit, in der der Verfall des Frauenkörpers ein Ziel sozialer Wünsche bildet, und kein Reporter vermöchte an ihr Spuren einstiger Schönheit zu entdecken. Aber die namenlose Gemeinheit, die Wonne und Weh des Geschlechts zu einem Prozeßthema macht, sollte uns erspart bleiben. Die Humanität möge endlich zu den Menschenopfern sehen, die der Gerechtigkeit gebracht werden. Das Experiment der Hundsgrotte werde in allen Staaten verboten!

Karl Kraus



Mittelschule

Sehr viel liebevolles Interesse bringt die Gegenwart der geistigen Minderwertigkeit entgegen. Das öffentliche Mitleid ist bei der Not der Dummen angelangt, die moderne Hilfsbereitschaft hat die Grenzen des Verstandes überschritten; jene Achtung vor dem Schwachen, die sich in der Ära der Humani-

tät Ansehen verschaffte, macht längst vor den Geistesschwachen nicht mehr halt. Und als man zur Ansicht kam, daß Geistesarmut nicht schändet, hörte sie auch auf, verschämt zu sein. Sie fordert heute bereits laut und herrisch Unterstützung. Die Reform der Schule macht sie zu ihrer Sache und ruft nach der Erleichterung im Studium, die ihr naturgemäß das Erstrebenswerteste ist. Und gegenwärtig ist der Geist der Zeit gerne bereit, sich nach den Wünschen der Geistlosigkeit der Zeit zu richten.

Der Schule und ihrem Leben gegenüber ist ein klagender Ton, voll Wehleidigkeit und Sentimentalität in Mode gekommen. Das Wort Schüler scheint förmlich nach der Zusammensetzung mit Selbstmord zu verlangen und die Kandidatur für diesen Selbstmord mit jener andern für die Matura aufs innigste verknüpft zu sein. Der zartfühlende, liebenswürdige und ungemein sympathische Schwachkopf ist zum Repräsentanten unseres Schülertums aus-ersehen worden. Seine geduldige, erfolglose Arbeit wird uns immer wieder zur Würdigung entgegengehalten, auf Schritt und Tritt begegnen wir in der Literatur, seinem blassen, übernächtigen Antlitz mit dem stets leidenden und anklagenden Zug. Wird es nicht endlich gelingen, eine Mittelschultype zu finden, die seine Gefühle nicht verletzt? Die Zahl der Noten mußte um seinetwillen verringert werden; ein Teil jener Leistungsunterschiede, die stets zu seinen Ungunsten bestanden, wird in Hinkunft nicht mehr zum Ausdruck kommen. Wird man ihm zuliebe nicht bald ganz auf die Kritik »Klassifikation« verzichten? Solange sie besteht, sind »Elternliebe und Kunstinteresse« bei ihm vor Störungen nicht sicher, denn hier ist stets die Quelle der viel unzarteren Empfindungen des Ärgers und des Neides für ihn. Die Abstufung der Noten ist ein Behelf für den Lehrer und als solcher vielleicht entbehrlich, was bedeutet sie aber nicht alles für den Schüler! An diesen unbedeutenden Verschiedenheiten fand der Ehrgeiz seinen Halt, hier war Gelegenheit zum Wettstreit, es durften Siege und Niederlagen gefeiert werden. Was fand nicht alles Raum zwischen diesen wenigen Ziffern! Wieviel vom ernsten Glück und Schmerz des Lebens umspannten sie! Hier barg sich etwas von jenem schweren Ernst des Daseins, der ein heißes Glück empfindet, wenn er ein Knopfloch mit einem roten Bändchen schmücken darf, von dem Schicksalsernst des Beamtenlebens, in welchem das Avancement über Existenzen entscheidet. Darf und kann die Schule auf diese Macht verzichten? Kann sie sich den Ehrgeiz weiterhin dienstbar machen, wenn sie ihm seine Ziele, sein rotes Bändchen entzieht? Das Opfer, es wird den Unfähigen gebracht und auf Kosten des Eifers des Fähigen. Vollständig hat man vergessen, daß die Hauptsorge der Schule die Ausbildung eben jenes Schülers zu sein hat, der ihr keine Sorgen macht. Ein Treibhaus für kümmerliche Geistespflänzchen, eine Wohltätigkeitsanstalt für die Bedürftigen an Verstand darf sie nicht werden. Es gibt nämlich auch Schüler, die das Lehrziel mühelos erreichen.

Mancherlei an der Schule bedarf der Änderung. Es ist gewiß nicht vorteilhaft, daß das Recht zu strafen neben der Pflicht zu unterrichten in der Hand des Lehrers liegt. Schon deshalb nicht, weil die Fähigkeiten der einzelnen Lehrer in der Ausübung dieses Rechtes allzu verschieden sind. Der eine stolpert unaufhörlich über seine Versuche, Disziplin zu halten, der andere ist ein Virtuose, ein Zauberkünstler des Strafwesens. Die Möglichkeiten von Klassenbuch, Karzer, Strafarbeit, er läßt sie nur so durcheinanderwirbeln, vereinigt sie zu den schönsten und seltensten Effekten, gewinnt ihnen nie geahnte Reize ab und wird dadurch in seiner Art, Schule zu halten, einseitig, wie jeder Künstler. Wenn das Disziplinarwesen an jeder Schule einem dazu eigens bestellten Pädagogen unterstünde, der es allein oder im Verein mit dem Direktor zu überwachen hätte, wäre vieles besser. Es würde vermieden, daß der Leh-

rer langwierige Strafuntersuchungen zu führen hat, und daß er in eigener Sache Richter ist; dem Unterricht wäre viel Zeit gewonnen und seine Würde besser gewahrt als jetzt.

Eine höchst überflüssige Sache ist die Sittennote. Ist sie ungünstig, so bedeutet das eine Unannehmlichkeit, wie jede deutliche Mißbilligung, die man erfährt, ist sie hingegen gut, so ist das geradezu beschämend. Ein taktvoller Lehrer wird es gewiß gerne vermeiden, einen begabten Schüler mit der besten Sittennote bloßzustellen. Der einzige Wert dieser Kritik des sittlichen Betragens liegt darin, daß ein Ventil für etwa vorhandene Gehässigkeiten des Lehrers geschaffen wird, die sich hier weit harmloser manifestieren, als wenn sie bei der Note im Gegenstand mitsprächen. Bloß der Name der Rubrik führt irre; die Schule maßt sich auch nur scheinbar eine Klassifikation über einen Gegenstand an, den einer Prüfung auszusetzen, ihr nicht gestattet ist.

Gerade der Punkt aber, in welchem nichts erlassen werden kann, das ist die Arbeit des Schülers, sind die Ansprüche an seine Leistung. Hier stellt die Zeit ihre Forderungen, und sie treibt sie auch später im praktischen Leben ein, ohne nach der Zahl der Unterrichtsstunden von einst zu fragen. Das ist ein gehirnloses Mitleid, das gegen die Beschwerden der Vorübung eifert, die Aufgabe selbst aber nicht erleichtern kann. Es ist unnötig, die Schar der Geistesproletarier von heute noch um solche zu vermehren, die im Reich des Geistes den Rang von Proletariern haben. An welchem Lehrfach die Arbeitsfähigkeit des Schülers entwickelt wird, ob an alten oder neuen Sprachen, das ist von geringer Wichtigkeit; notwendig ist nur, daß sie geübt wird, und heute: daß sie mehr geübt wird, als je. Die Entwicklung will aber vor allem eine ernstere Lehrzeit, eine an Gefahren und Erlebnissen reichere. Diese wird deshalb weit eher auch eine angenehme sein. Die Forderungen, die für das tränenfeuchte Schülerideal der Gegenwart erhoben werden, widersprechen dieser Notwendigkeit. Der Lehrer kann nicht »der Freund des Schülers« sein; schon deshalb nicht, weil der begabtere Schüler sich eine Freundschaft nicht aufzwingen läßt. Der Lehrer kann nicht Individualitäten berücksichtigen; denn dem erwähnten Schüler gegenüber geht das möglicherweise über seine Kräfte, und man könnte es diesem auch nicht verdenken, wenn er sich energisch dagegen wehren sollte, zum Überfluß seine Individualität von ungeschickten Händen betasten zu lassen. Der Lehrer möge der Vertreter der Arbeit sein und das allein. Sein Gebiet bleibe Wissen und Verstand. Man braucht sich nicht darum zu sorgen, daß bei größerem Ernst und strengerer Sachlichkeit die Poesie der Jugend zu kurz komme. Die läßt sich künstlich nicht erzeugen, aber auch nicht verbannen. Die wohnt zwischen den Ereignissen und nur die Langeweile tötet sie. Man verschone den guten Schüler mit der Langeweile der Erleichterungen.

Daß man von den Reformen, deren Notwendigkeit fühlbar wird, gerade die Entbürdung zur Verwirklichung ausersehen hat, mutet seltsam an. Die anderen Erfordernisse, die Separierung des Disziplinarwesens, das Aufgeben der Sittenkontrolle, die größere Sachlichkeit, das sind Rechte, die die Zeit geltend macht; und an ihrer Stelle wird nun ein Geschenk gegeben. Fast erscheint es wie eine Bestechung. Als hätte man für den kleinen Mann des Geistes, den stets Bedürftigen, etwas getan und sich dafür die Anhängerschaft und das Zuwarten seiner Freunde erkaufte.

Otto Soyka

* * *

Literatur

In einer Zeitungsspalte fällt mein Blick auf die typische Bemerkung, daß die »zwei ersten« Akte gefallen haben, so daß ich glauben muß, der Rezensent sei gleichzeitig in zwei Theatern gewesen und er stelle nun fest, daß hier und dort der erste Akt gefallen hat. Das ist journalistischer Sprachgebrauch, aber da eine Zeitung auch das Richtige treffen kann, so fand ich schon in der benachbarten Spalte eine Nachricht über die »nächsten zwei« Veranstaltungen eines Vereines. Und hier eben zeigt sich, wie nichtig alle Form ist, wenn der Inhalt von Übel. Denn mein spliterrichterisches Wohlgefallen wurde sogleich erledigt durch die Enthüllung, daß die erste der nächsten zwei Veranstaltungen ein »Servaes—Abend« sei. Um Himmelswillen, was ist das? fragte ich. Was haben die Leute mit uns vor? Servaes—Abend — es kann nicht sein! Gibts denn so etwas? Kann es so etwas geben?

Aber es stand schwarz auf weiß, ein Verein, der den guten Geschmack hat, sich einen Verein für Kultur zu nennen, versprach uns einen Servaes—Abend. Wenn man mir die Frage vorlegte, was denn überhaupt ein Verein sei, so würde ich antworten, ein Verein sei ein Verein gegen die Kultur. Dieser hier aber möchte mich durch die Angabe irreführen, er sei ein Verein für die Kultur. Das gelingt ihm nicht, denn die Rechnung geht schließlich doch glatt auf, indem ein Verein gegen die Kultur für die Kultur sich folgerichtig als ein Verein herausstellt. Da ich nun dem Vereinsleben durchaus fernstehe, da die bloße Vorstellung, daß es einen Männergesangsverein gibt, mir den Schlaf raubt und noch kein Turnverein zur Erhöhung meines Lebensmutes beigetragen hat, so kann ich darüber nicht urteilen. ob der Verein, um den es sich hier handelt, seinen statutenmäßigen Verpflichtungen betreffs der Kultur gerecht wird. Aber ein boshaftes Luder, wie ich bin, habe ich natürlich keine Anerkennung dafür, daß sich in dieser Wüste allgemeiner Kulturlosigkeit eine Oase des Snobtums gebildet hat, daß sich endlich wenigstens ein paar opfermutige Männer zusammenfinden, um die Kultur für eröffnet zu erklären, — vielmehr nähre ich meine teuflische Lust an dem Gedanken, daß alles verruiniert sein müsse. Es ist in der Tat schon nicht mehr mit mir auszuhalten. Jetzt hasse ich die Oasen in der Wüste, weil sie nur meine fata morgana zerstören. Publikum in jeder Form macht mir Verdruß, ich meide die Konzertsäle, und wenn sich in einem solchen wirklich einmal Leute drängen, denen man an der schwerknechtigen Nase ansieht, daß sie den Hingang der Kultur betrauern, Männer, deren Bart noch die Linse von vorgestern trägt, deren Gilet aber aus Sammet und Sehnsuchten komponiert ist, Weiber, denen man das Haupt des Jochanaan ¹ unter der Bedingung geben möchte, daß sie nicht tanzen, — dann bin ichs auch nicht zufrieden! Ja, ich hasse die Häßlichkeit einer genießenden Menge, die nach dem Sonnenbrand des Arbeitstages die verschossenen Jalousien des Gemütes öffnet, um Kunstluft hereinzulassen. Aber der ästhetische Mißwachs, der sich an den Pforten der Kultur drängt, treibt mich in die Flucht. Wird mir schon totenübel, wenn ich um elf Uhr abends durch die Augustinerstraße gehe und die Nachklänge einer Wagneroper aus dem Wigela-weia des Ganges und der Hände einer zum Fraß strömenden Begeisterung heraushöre, was steht mir erst bevor, wenn dereinst Herr Richard Strauß seine Verstehrer findet? Man glaubt gar nicht, wie viel Häßlichkeit die angestrengte Beschäftigung mit der Schönheit erzeugt! Und ihre Art ist in allen Städten dieselbe. Überall, wo nur ein findiger Impresario einen Tempel der Schönheit errichtet, tauchen jetzt diese undefinierbaren Gestalten auf, die

1 "Salome" von Richard Strauß

man in früheren Zeiten dann und wann im Fieber sah, aber nunmehr im Gehege des Herrn Reinhardt, in irgendeinem Café des Westens, in den Münchener Künstlerkneipen und im Wiener Kabarets rudelweise antreffen kann. Plötzlich steht ein Kerl neben dir, dem Krawatte und Barttracht zu einem seltsamen Ornament verwoben sind, das Motive aus Altwien und Ninive vereinigt. Er sieht Klänge, weil er sie nicht hören kann, er hört Farben, weil er sie nicht sehen kann, er spricht durch die Nase und riecht aus dem Mund, seine Seele ist ein Kammerspiel und man hat nur den Wunsch, daß ihn so bald als möglich ein Bierbrauer totschißt. Denn vor diesem kann sich die Kunst retten, vor jenem nicht! Das Aufgebot verquollener Scheußlichkeit, das seit Jahren hinter den programmatischen Mißverständnissen her ist, macht ein Entrinnen unmöglich. Was sich da im Berliner Westen unter allen möglichen Marken als neue Gemeinschaft von Assyrem, Griechen, Europäern, Kulturmenschen oder Schmarotzern schlechtweg zusammengetan hat, dieses Gewimmel von einsamen Gemeinsamen, die nur Theaterreporter von Beruf und Baalspriester aus Neigung sind, bildet ein so unflätiges Hindernis im Kampf gegen den Philister, daß man das Ende aller Kunst und ein Verbot aller Freiheit ersehnt, um ein reines Terrain zu schaffen. Lieber allgemeine Blindheit als die Herrschaft eines Gesindels, das mit den Ohren blinzeln kann! Ein Wiener Greisler für zehn Berliner Satanisten! Das Udelquartett gegen einen Verein für Kultur! Selbst wenn er uns einen Servaes—Abend bringt.

Denn wir wissen ja nicht einmal, was das für ein Abend ist. Wir in Wien schätzen die Institution der Hopfnertage und der Riedlnächte, aber wir glauben nicht, daß sich die Servaes—Abende einbürgern werden. Was bedeutet das ungebräuchliche Wort Servaes? Ich erinnere mich dunkel, daß es einst ein Merkwort war, wenn man an ein drolliges Quiproquo eines Kunstkritikers der 'Neuen Freien Presse' erinnern wollte. Da hatte einer in der Beschreibung des Gutenberg—Denkmals eine Buchdruckerpresse mit einem Fauteuil verwechselt oder umgekehrt, — das weiß ich nicht genau, da ich das Denkmal aus Antipathie gegen den dargestellten Mann und weil es eine Prostituiertengasse verschandelt, nie angesehen habe. Aber ich weiß genau, daß der Kunstkritiker, der zu aufmerksamer Betrachtung verpflichtet war, irgend etwas verwechselt hat. Ein anderes mal hat er in der Beschreibung eines ausgestellten Bildes Wüstensand mit Schnee verwechselt, was doch so bald keinem Kamel passieren dürfte. Infolgedessen wurde der Mann nur mehr dazu verwendet, Berichte über Wohnungseinrichtungen zu stilisieren, die die Firmen der Administration bezahlten und in denen die Fauteuils genau bezeichnet waren. Da aber, wie erzählt wird, eine Verwechslung zwischen den Herren Portois und Fix vorkam, so sei nichts übrig geblieben, als dem Mann die Literaturkritik zu überantworten.

Hier kann einer machen, was er will, niemand wird daran Anstoß nehmen. In der Literatur ist jede Verwechslung von Wüstensand und Schnee, von Fauteuil und Presse, von Portois und Fix erlaubt. Hier kann ein Mensch, der keine blasse Ahnung von Stil hat, über Werke der Sprache in einem impertinenten Ton aburteilen, für den man ihm in jeder besseren Gesellschaft auf den Mund schlägt. Hier dünkt sich ein Reporter, dem man keinen Gerichts-saalbericht anvertraute, einen Gott. Es soll vorkommen, daß solche Leute an auswärtige Revuen Beiträge schicken und wenn sie ihnen abgelehnt werden, mit den Waffen ihrer kritischen Hausmacht zu spielen beginnen. Daß sie dann in ihrem eigenen Gehege sich für alle Zurücksetzungen, die ihrer Talentlosigkeit widerfahren, für alle Enttäuschungen ihres Ehrgeizes, für alle Verbitterung schadlos halten, ist nur zu begreiflich. »Servaes«, das ist die Chiffre, die man überall dort findet, wo sich Mangel an Temperament austoben und Le-

dernheit sprudeln möchte. Da erscheint zum Beispiel ein Roman, zu dessen Empfehlung ich nicht mehr sagen kann, als daß ich ihn ausgelesen habe: »Sonjas letzter Name«, eine Schelmengeschichte von Otto Stoessl. Aber die besten kritischen Köpfe Deutschlands (S. Lublinski, Paul Ernst und andere) haben ihn nicht nur gelesen, sondern auch erhoben. Stünde ich der epischen Kunstform nicht wie einem mir Unfaßbaren gegenüber, ich fühlte mich wohl versucht, über die vielerlei seltenen Schönheiten in Sprache und Gestaltung, die ich mir dort angemerkt habe, zu sprechen; über einen ideenvollen Humor, der sich meinem Gefühl nur in den reflektierenden Pausen entrückt, in denen er sich nach sich selbst umsieht; und über jene herzhaft entdeckte romantischer Gegenden in einer konventionellen Welt, von der dem kritischen Flegel das Problem der »Unwahrscheinlichkeit« in Händen bleibt. Darüber würde ich etwas sagen und nicht verschweigen, daß es ein Mitarbeiter der 'Fackel' ist, dem ich solche Freude verdanke. So aber obliegt mir bloß die traurige Pflicht, zu sagen, daß die Mitarbeit an der 'Fackel' einem Künstler bei der Beschränktheit geschadet hat. Es wäre ein beruhigender Gedanke, daß kritischer Unverstand keine Ranküne braucht, um sich lästig zu machen. Einem Autor, der heute in Deutschland geachtet wird, kann es ohnedies leicht zustoßen, daß ihm in Wien ein Ziegelstein auf den Kopf fällt; denn in Wien ärgern sich die Ziegelsteine darüber, daß die Passanten ihren Weg gehen. Ich bin der einzige, dem es nicht geschehen kann, weil bekanntlich der Dachdecker den Auftrag gegeben hat, mich mit stiller Verachtung zu strafen. Aber, es könnte immerhin möglich sein, daß es die Dummheit auf jene abgesehen hat, die mit mir gehen. Damit nun wenigstens der nächste nicht stolpert, muß man solch einen Ziegelstein mit einem Fußtritt aus dem Wege räumen.

Und wieder habe ich an ihm das Zeichen »Servaes« gefunden. Was soll das bedeuten? Ich komme schließlich dahinter, daß es die Signatur einer Geistlosigkeit ist, die stets verneint. Dafür kann sie im allgemeinen nichts. Daß sie aber im besondern Falle die Schöpfung eines Autors als »Anregung« für die Sudler feilbietet, daß sie einem Schriftsteller, der jenseits der feuilletonistischen Gangbarkeit produziert, seine Werte entwinden möchte und die »leichte Hand« der Literaturdiebe herbeiwinkt, auf daß eine vorrätige Idee nach dem Geschmack des Gesindels zubereitet werde, ist beinahe dolos. Als ob man heutzutage die Diebe rufen müßte! Freilich, um diesem Verleiter zu folgen, dazu werden sie sich zu vornehm dünken. Kein Nachahmer hat es nötig, sich von solchem Geist beraten zu lassen, und ich wette hundert Schelmenromane gegen einen, daß zum Beispiel Rudolf Lothar es verschmähen wird, eine Quelle zu benützen, die ihm im Voraus nachgewiesen wurde. Immerhin ist diese Art öffentlicher Hehlerei ein Novum in der Literaturkritik, diese Manier, am lichten Sonntag, wo sich die jungen Literaten auf dem Marktplatz drängen, den Ruf auszustoßen: Haltet den Bestohlenen! Solche Gesinnung ist schlimmer als Unverstand, der nur die äußere Stofflichkeit benagt. Diesem kann man das Recht, lästig zu sein, so wenig absprechen wie jedem andern Zufall. Mein Gott, es gibt eben Literaturkritiker, die den Wert eines Kunstwerkes deshalb mit Vorliebe vom stofflichen Gesichtspunkt beurteilen, weil sie nach den harten Zeiten der Tapezierer—Reklame endlich freie Hand haben, die Echtheit von Stoffen anzuzweifeln. Ihre kunstkritische Herkunft verleugnen sie auch in der Literaturkritik nicht: sie prüfen die Leinwand, wenn sie über ein Gemälde urteilen sollen. Aber sie sind nicht einmal in diesem Punkte sachverständig.

Glaubt man nach all dem, daß unsere Kritik im Argen liegt? Dafür gedeiht unsere Produktion. Denn unter dem Namen Servaes wird nicht nur gerichtet, sondern auch bewiesen, daß man es selber besser machen könne. Nur

so ist die Gründung von Vereinen für Kultur und die Institution der Servaes—Abende zu erklären, an denen ja nicht Inserate, sondern Dichtungen vorgelesen werden sollen. Wir haben einen Peter Altenberg, der fünfzig Jahre alt wird, die deutsche Literaturkritik leistet allerorten, den Salut, und unser Intelligenzblatt bringt Feuilletons und Romane eines schlechtgefärbten Blaustrumpfs und unser Kulturverein veranstaltet einen Servaes—Abend. Nein, es will mir nicht stimmen, daß dieses wundervolle Wort »Abend«, das Zeitenende und Sonnenuntergang, Feste und Weißen einläutet und in dem ein Hauch aller deutschen Dichtung atmet, jene sonderbare Verbindung eingehen konnte. Ein schlechtes Beispiel mag einmal die guten Sitten des Wortes verdorben haben. Nun ja —

Eines Abends noch sehr späte
Gingen Wassermäus und Kröte
Einen steilen Berg hinan.

Karl Kraus

* * *

Erotische Krisen

Es handelt sich um »Ssanin¹«. Und ich sehe nicht ein, warum ich es nicht sagen soll: es ist ein schlechtes Buch, einfach ein schlechtes Buch.

Freilich, es wurde konfisziert, hüben und drüben. Nun, auf die Gefahr hin, daß ich in den Verdacht komme, den Staatsanwälten gefallen zu wollen: ich lese prinzipiell keine konfiszierten Bücher. Es ist stets eine Enttäuschung. Die guten Bücher bleiben im großen Ganzen unkonfisziert. Diese billigste und wirksamste Reklame, die dennoch nicht die geringsten Garantien bietet, wird hoffentlich die Bedeutung jenes Buches nicht noch mehr aufbauschen, als es schon durch die unzähligen Kritiken geschehen ist.

Die moderne russische Literatur macht so gute Anläufe, und da kommt solch ein ordinäres Buch und diskreditiert jene, die eben daran sind, uns vor Europa ein bißchen zu rehabilitieren und etwas von unserem Sündenregister streichen zu helfen. Es ist ein ärgerlicher Zwischenfall.

Von bleibendem Kulturwert soll dieses Buch sein; alle Kritiker in Deutschland sind sich darüber einig. Tatsächlich stand es im Prospekt, und die Einleitung, die dieselben Qualitäten besitzt wie der Prospekt, bestätigt dieses Urteil. Aber ein schlechtes Buch kann kein Dokument einer schlechten Zeit sein; ein verfehltes Kunstwerk nicht ein Denkmal einer fehlerhaften Kulturepoche; ein im ethischen Sinne (nicht im »moralischen«) stumpfsinniges Literaturprodukt — kein Zeugnis ablegen. Zur Not könnte dies noch beim Mangel an literarischen Qualitäten der Fall sein, wäre das Buch naiv — oder überlegen.

Die Kritik hat ferner einen noch größeren Unsinn festgestellt, der freilich auch im Prospekt stand: jener so versöhnend und doch so sinnlos proklamierte erotische Hexensabbat, den die russische kampfesüberdrüssige, ideenenttäuschte Jugend auf dem frischen Grabe der unter Bombengeknatter und »Hände hoch!«—Rufen eingescharrten Revolution aufführte, jener erotische Hexensabbat sei durch Artzybaschews »Ssanin« hervorgerufen. Und das wird ganz ernsthaft wiederholt. Genau mit demselben Rechte könnte ich fragen: Welches literarische Werk hat es bewirkt, daß beispielsweise die Berliner Schuljugend, die Knaben mit den sporttendenziösen Gesichtern und die Mädels mit den unschuldig—kurzen Röckchen und den reifen Waden hinter das

1 "Ssanin" : Sittenroman aus den Tagen der russischen Revolution von M. Artzybaschew.

große Geheimnis gekommen sind? Als »Ssanin« erschien, war schon das Fest der russischen Jugend im vollen Gange, man war mittendrin, und man empfing jenen als willkommenen Gast. Sorgte er doch für die geistige Unterhaltung und machte er doch als überlegener Erwachsener verstohlen gern mit, was höchst spaßhaft und pikant war. Seine Gedanken und seine Sprache waren grob genug, um bei dem lärmenden Durcheinander der erotischen tabula rasa für wahr und originell zu gelten. Als man aber am folgenden Tage mit einem schwachen, doch freudigen Katzenjammer und mit dem Vorgefühl vom Ernst der nun bevorstehenden Arbeit und der Zukunft des Vaterlandes erwachte, da sagte man sich — nicht einmal ärgerlich, soweit war man schon wieder weg —: der Ssanin von gestern, das war doch ein ekelhafter Kerl; ein Protz, ein Parvenu. Eigentlich ein Spießier und dann: Leute, die bei solchen Gelegenheiten sich hervortun und sich Gehör verschaffen, denen soll man aus dem Wege gehen. Und wenn man ihm dann nun begegnete, tat man kühl und wollte sich kaum erinnern,

Dies der wahre Sachverhalt.

Es ist klar, daß der Held Ssanin nicht als russischer Typus gelten darf, weil er absolut unrussisch ist. Dieser im bösesten Sinne romanhafte Held, der immer obenauf ist, stets überlegen, stets recht behält, keine Zweifelsqualen, keine Sehnsuchtslähmung kennt, mag vielleicht anderswo als Repräsentant starker Männlichkeit Geltung haben; als Ausdruck russischer Seele und russischen Geistes (auch zu Zeiten politisch—sozialer und erotischer Revolutionen) darf er nie und nimmer sich einschleichen. Die russischen »Helden«, die sind nicht fertige Männer, die propagandieren; sie ringen, geben sich Blößen, machen sich lächerlich und ringen. Sie haben einen Knacks; nicht den Individualitätsknacks Ibsenscher Menschen, sondern den allgemein—russischen Knacks derer von Dostojewski bis auf Tschekow.

So kommt es auch, daß Ssanin gerade das repräsentiert, was den russischen Hamletnaturen fernliegt: Protzertum und Spießbürgertum. Merkmal des Geldes— oder des Geistesparvenu ist ewige Furcht: vielleicht werden die andern an seinen Reichtum nicht glauben — wie er selber im Grunde seines Herzens noch nicht recht daran glauben will —; und er reibt es einem immer unter die Nase. Also Ssanin mit seinen erotisch—anarchistischen Überzeugungen und freiheitlichen Forderungen.

Merkmal des Spießiers: die Feigheit, das zu tun, was ihm im Innern imponiert, verlockend erscheint; seine Gespenster: der Ruf, die Verantwortung, die Folgen. Ssanin hat eine Schwester. Im Umkreise ist sie die Schönste, die Klügste, die Stolzeste — die Begehrenswerteste. Und das ist sie auch dem »freien« Bruder. Er zerzt an den als unantastbar geltenden erotischen Fäden, die sich so wundersam zwischen Bruder und Schwester spinnen und sich zu einem verhängnisvollen Strick verweben, schon wenn sie bloßgelegt werden und man ihrer gewahr wird ... Die Voraussetzung des inneren Blutzusammenhanges und die unheimliche Heimlichkeit der sündhaften Liebe verleihen dem erotischen Verhältnis zwischen Bruder und Schwester jene Stärke und Tragik, denen alle die verfallen, welche diesem Problem in der Kunst oder im Leben nähergetreten sind. Ssanin hat nun die — ich glaube, wohltuende Idee, all diese fatalen »Irrungen« der Instinkte als etwas einfaches, natürliches hinzustellen und alle fatalen Bedenken beiseitezuschieben. Ähnlich wie Fjodor Sollogub in einer kleinen mißglückten Komödie einen lebenslustigen, kraftbewußten Vater seine Tochter verführen läßt, nachdem er den Bräutigam schwankartig an die Luft gesetzt hat; da ist die Charakteristik, der Aufbau, die Intrige auf das Primitivste reduziert. Das Problem: »Ach was, es ist ja nichts dabei.« So denkt auch Ssanin und hat doch nicht die Courage, die Konsequenzen zu

ziehen. Voller Neugierde und Geilheit umschleicht er seine Schwester, er geht um sie herum wie die Katze um den Brei. In einer Sommernacht belauscht er sie, während sie sich bei offenem Fenster entkleidet (er ist überhaupt für das Lauschen mit den Augen und den Ohren). Und als sie im Hemde dasteht und er das Schauspiel beendet sieht, ruft er sie an und tritt ans Fenster; sie beugt sich zu ihm hinüber und er wird berauscht beim Anblick ihrer Reize, und stottert Worte mit heiserer Stimme. Die Schwester wird durch des Bruders Brunst aufmerksam, dann fühlt sie sich abgestoßen und zuletzt wird sie nachdenklich. Sie wird zum Weibe, sobald sie sich als Weib angesehen fühlt. In einer schwachen Stunde läßt sie sich vom Bruder an sich reißen, endlos küssen, drücken bis zur Besinnungslosigkeit. Es bedurfte vielleicht nur einer Arie, wie sie dieser räsonierende Mann der Tat für alle Lebenslagen bereit hält, und die Schwester hätte sich ihm hingegeben. Aber der Maulheld, der die Liebesfreuden propagandiert, ohne die Liebe zu kennen, zieht nicht die Konsequenz aus seinen Lehren und aus seiner Begierde, sondern sorgt für eine Partie. Die Schwester heiratet, nachdem sie mit einem schneidigen Leutnant böse Erfahrungen gemacht, einen zwar ungeliebten, aber anständigen Menschen. Was ist eigentlich die Moral davon? Mich dünkt, daß dieses ganze Getändel gerade dadurch, daß sich der Bruder zu guterletzt an die Schwester nicht heranwagt, zu einer Frivolität herabsinkt. — — —

Es handelt sich natürlich nicht um Ssanin. Ein Reisender in der Ideen—Branche ist mit rechter Krämer—Intimtuerei und Ungeniertheit in unser Haus gedrungen, da die Tür gerade angelehnt war, hat seine Musterkarten gelassen und uns einige Artikel aufgeschwatzt. Da wir uns endlich gesammelt, ihn an die Luft gesetzt und die Fenster geöffnet haben, werden wir nachdenklich: Leute von diesem Schlag wissen, was sie tun; sie haben einen feinen »Riecher«. Wenn er sich hier mit solcher Ungebundenheit breit machte, so muß er herausgeschnüffelt haben, daß er hinter der angelehnten Tür ein psychologisches Interregnum vorfinden würde.

Es gibt erotische Krisen. Ein jeder hat sie zu absolvieren. Die erste Krise, wenn die erste Vorreife die Ahnungen durchbricht die andere, wenn die Vollreife den ersten Knacks verspürt; eine fernere dann, wenn die Überreife einen verknackst hat. Eine jede Krise hat ihre Merkmale. je stärker die Krise, je erschreckender die Merkmale, desto reicher die Mittel. Nicht jeder ist verpflichtet sie durchzumachen, geschweige denn, sie bewußt durchzumachen. Aber die erotisch und, im Zusammenhange damit, sonstwie Begnadeten kennen sie.

Just solche Krisen hat auch die Menschheit, hat auch eine Rasse durchzumachen. Und Rußland macht jetzt eine solche durch. »Ssanin« und der Wohlgefallen daran tragen alle Merkmale jener der ersten Vorreife. Aber Rußland wird sich schon heraushelfen. Dieses Land, das manchmal solche beängstigende Sprünge zu machen beliebt und hie und da die besten Nationen zu überholen droht, wird vielleicht sehr bald eine weitere Krise erreichen; und man wird staunen, wie verzwickt sie sein wird. Westen, laß dich begraben, zu solchen Verzwicktheiten hast du viel zu viel Vernunft!

St. Petersburg.

Paul Barchan

* * *

Glossen

Eine Tatsache, deren Erfindung mehr für ihre Möglichkeit beweist als ihre zufällige Wahrheit bewiese, wurde jüngst in einer Zeitung gemeldet. Es seien

48 Passagiere des am 1. März von Wien abgelassenen Luxuszuges Wien—Nizza bis zum 6. in Pontafel eingeschneit gewesen, ohne daß sie Nachricht von ihrem Verbleiben geben konnten, da auch die Telegraphenlinien nach Norden und Süden zerstört waren. »Erst Samstag kam eine militärische Skipatrouille mit Zeitungen an, in denen zur größten Verwunderung der Passagiere vom Schicksal ihres Zuges noch keine Meldung enthalten war. Auch wollte man nicht begreifen, daß die 25 Kilometer lange Strecke binnen einer Woche nicht ausgeschaufelt werden konnte.« Zu solchen Meldungen pflegen die Redaktionen, die sie übernehmen, zu bemerken: »Die Nachricht klingt ganz unglaublich. Ihre Bestätigung bleibt wohl abzuwarten«. Am nächsten Tag erfolgt das Dementi der Bahndirektion. Ob die Meldung trotzdem unwahr ist, ist gleichgültig. Das Seelenleben der Achtundvierzig ist in einem Satze so gut erfaßt, daß man unbedingt an die Beobachtung eines realen Vorfalles glauben muß. So und nicht anders würden sie sich gebärden, wenn sie die Teufelei der Natur auf einem Schienenstrang aus dem Verkehrsleben ausgeschaltet hätte. Sechs Tage schon von der Welt abgeschnitten, die Vorräte des Speisewagens sind zu Ende, weit und breit keine Rettung. Da, endlich, naht eine militärische Skipatrouille. Was bringt sie? Zeitungen! Mit gierigen Händen langen die Achtundvierzig danach. Aber als ob die Rettungsgesellschaft den hungernden Opfern eines Erdbebens Makkaroni aus Papiermaché böte, — die Zeitungen enthalten nichts über die Katastrophe! Man sucht seinen Namen und findet ihn nicht. Und dafür liegt man sechs Tage auf der Strecke! Wozu die ganze Schneeberuhung? Wenn man schon von der Außenwelt abgeschnitten ist, so soll sie es doch wenigstens erfahren! Die Achtundvierzig werden an der journalistischen Vorsehung irre; sie sterben ohne Trost. Haben diese Helden in keinem Augenblick an ihre leibliche Rettung gedacht? Nur mit jener Wehmut, die nach tieferer Enttäuschung kaum ein Achselzucken für die Dinge des Lebens hat. Die 'Neue Freie Presse' bringt nichts. Was kann da noch Schlimmeres kommen? Nun ja, »auch wollte man nicht begreifen«, daß die Strecke nach einer Woche noch nicht ausgeschaufelt war.

*

Ein Leser der Wiener Tagespresse wollte eine Vorstellung des »Tasso« besuchen. Um sich aber schon vorher ein Urteil zu bilden, hat er sämtliche Kritiken gelesen. Nun flüchtet er zu mir, will durchaus Antwort auf die Frage des Pilatus und unterbreitet mir die folgende Zusammenstellung:

<p>'Fremdenblatt'. »Herr Gerasch ist kein Tasso für Wien«</p> <p>'Neues Wiener Journal'. »Uninteressant in der äußeren Erscheinung«.</p> <p>'Fremdenblatt'. »Herr Gerasch ist nicht warm«.</p> <p>'Neues Wiener Journal'. »Er überlud sie (die Rolle) mit allem Gepränge komödiantischer Äußerlichkeiten«.</p> <p>'Fremdenblatt'. »Sein kaltes gellendes Organ«.</p>	<p>'Neues Wiener Tagblatt'. »Herr Gerasch hat gestern sehr gefallen«.</p> <p>'Zeit'. »Er sieht sehr gut aus«.</p> <p>'Neues Wiener Tagblatt'. »Er gibt ihn warm im Ton«.</p> <p>'Neues Wiener Tagblatt'. »Er gibt ihn (Tasso) mit edler Verzichtleistung auf alles schauspielerische Zuviel«.</p> <p>'Deutsches Volksblatt'. »Sein wunderbares Organ«.</p>
--	--

<p>'<i>Extrablatt</i>'. »Die Steigerung im vierten Akte gelang überraschend«. '<i>Neues Wiener Tagblatt</i>'. »Nicht so hinreißend und phosphoreszierend wie Herr Kainz«. '<i>Arbeiterzeitung</i>'. »Die ewige Ariensucht der Hohenfels«.</p>	<p>'<i>Österr. Volkszeitung</i>'. »Der vierte Akt gelingt Herrn Gerasch nicht«. '<i>Deutsches Volksblatt</i>'. »Die Rolle, die Herr Kainz mit seinen Mätzchen und seiner Unnatur verdarb«. '<i>Österr. Volkszeitung</i>', »Frau Hohenfels und Herr Hartmann waren Olympier, die sich bei Sterblichen zu Gaste luden«.</p>
--	--

Eine schöne Bescherung! Ich habe dazu nur zu bemerken, daß ich Meinungsverschiedenheit bei gleichem Mangel an Individualität in der Tat empörend finde. K



Sprüche und Widersprüche ¹

Der Mann hat den Wildstrom weiblicher Sinnlichkeit kanalisiert. Nun überschwemmt er nicht mehr das Land. Aber er befruchtet es auch nicht mehr.

*

Wenn die Natur vor Verfolgung sicher sein will, rettet sie sich in die Schweinerei.

*

Im Orient haben die Frauen größere Freiheit. Sie dürfen geliebt werden.

*

Es gibt einen dunklen Weltteil, der Entdecker aussendet.

*

Es ist ganz ausgeschlossen, daß, wie die Dinge heute liegen, ein wiederkehrender Goethe nicht wegen unerlaubter Reversion ausgewiesen würde.

*

Auf einem Kostümfest hofft jeder der Auffallendste zu sein; aber es fällt nur der auf, der nicht kostümiert ist. Sollte das nicht einen Vergleich geben?

*

Die Persönlichkeit hat ein Recht zu irren. Der Philister kann irrtümlich recht haben.

*

Bei gleicher Geistlosigkeit kommt es auf den Unterschied der Körperfülle an. Ein Dummkopf sollte nicht zu viel Raum einnehmen.

*

¹ Diese Aphorismen, zuerst im 'Simplicissimus' erschienen, sind in verschiedenen Abteilungen des Buches »*Sprüche und Widersprüche*« (Verlag Albert Langen, München) enthalten.

An dem deutschen Kaffee habe ich eine übertriebene Nachgiebigkeit gegenüber der Milch beobachtet. Er erleicht, wenn sie nur in seine Nähe kommt. Das könnte auch ein Bild von der Beziehung der Geschlechter in diesem Lande sein.

*

Der Friseur erzählt Neuigkeiten, wenn er bloß frisieren soll. Der Journalist ist geistreich, wenn er bloß Neuigkeiten erzählen soll. Das sind zwei, die höher hinaus wollen.

*

Nicht auf alle Grüße muß man antworten. Vor allem nicht auf solche, die bloß eine Bitte um Gunst ausdrücken. Der Gruß an einen Kritiker ist der Gruß der Furcht, er ist nicht höher zu werten als der Fiakergruß, der ein Gruß der Hoffnung ist: die Grüßenden wünschen sich selbst einen guten Tag. Man soll die Gesinnung, die eine Freundlichkeit zu gewinnsüchtigen Zwecken mißbraucht, nicht auch noch mit einer körperlichen Unbequemlichkeit belohnen.

*

Gesellschaft: Es war alles da, was da sein muß und was sonst nicht wüßte, wozu das Dasein ist, wenn es nicht eben dazu wäre, daß man da ist.

*

Es ist ein Unglück, daß in der Welt mehr Dummheit ist, als die Schlechtigkeit braucht, und mehr Schlechtigkeit, als die Dummheit erzeugt.

*

Das ist der Triumph der Sittlichkeit: Ein Dieb, der in ein Schlafzimmer gedrungen ist, behauptet, sein Schamgefühl sei verletzt worden, und erpreßt die Unterlassung der Anzeige.

*

Jedes Gespräch über das Geschlecht ist eine geschlechtliche Handlung. Den Vater, der seinen Sohn aufklärt, dieses Ideal der Aufklärung, umgibt eine Aura von Blutschande.

*

Daß eine Kokette nach sozialen Ehren strebt, ist eine traurige Erniedrigung; aber sie entschädigt sich wenigstens durch heimliche Freuden. Viel verwerflicher ist die Praxis jener Frauen, die durch den Schein eines Freudenlebens über ihre heimliche Ehrbarkeit zu täuschen wissen. Sie schmarotzen an einer sozialen Verachtung, die sie sich nicht verdient haben; und das ist die schlimmste Art von Streberei.

*

Wie wenig Verlaß ist auf eine Frau, die sich auf einer Treue ertappen läßt! Sie ist heute dir, morgen einem andern treu.

*

Mancher rächt an einer Frau durch Gemeinheit, was er durch Torheit an ihr gesündigt hat.

*

Man kann eine Frau wohl in flagranti ertappen, aber sie wird noch immer Zeit genug haben, es in Abrede zu stellen.

*

Perversität ist entweder eine Schuld der Zeugung oder ein Recht der Überzeugung.

*

Wohltätige Weiber: solche, denen es nicht mehr gegeben ist, wohlzutun.

*

Man tut ein gutes Werk, wenn man dem Luxus des Nebenmenschen zu Hilfe kommt. Es ist eine üble Anwendung der Wohltätigkeit, die Bestrebungen der Pauvreté zu unterstützen.

*

Es gibt Menschen, welchen es gelingt, die Vorteile der Welt mit den Benefizien des Verfolgtseins zu vereinigen ¹.

*

Die stärkste Kraft reicht nicht an die Energie heran, mit der manch einer seine Schwäche verteidigt.

*

Die wahre Treue gibt eher einen Freund preis als einen Feind.

*

Ich kann mich so bald nicht von dem Eindruck befreien, den ich auf eine Frau gemacht habe.

*

Das ist noch immer nicht die richtige Einsamkeit, in der man mit sich beschäftigt ist.

*

An einem Ideal sollte nichts erreichbar sein als ein Martyrium.

*

Wer offene Türen einrennt, braucht nicht zu fürchten, daß ihm die Fenster eingeschlagen werden.

*

Das Geheimnis des Agitators ist, sich so dumm zu machen, wie seine Zuhörer sind, damit sie glauben, sie seien so gescheit wie er.

*

Ein guter Autor wird immer fürchten, daß das Publikum am Ende merke, welche Gedanken ihm zu spät eingefallen sind. Aber das Publikum ist darin viel nachsichtiger als man glaubt, und merkt auch die Gedanken nicht, die da sind.

*

Einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es kann, ist oft schwer. Viel leichter ist es, einen Aphorismus zu schreiben, wenn man es nicht kann.

*

Es gibt Schriftsteller, die schon in zwanzig Seiten ausdrücken können, wozu ich manchmal sogar zwei Zeilen brauche.

*

Man darf auf dem Theater die Natur einer Persönlichkeit nicht mit der Natürlichkeit einer Person verwechseln.

*

Nicht alles, was totgeschwiegen wird, lebt.

*

Die Kritik beweist nicht immer ihren gewohnten Scharfblick; sie ignoriert oft die wertlosesten Erscheinungen.

*

In der Literatur gibt es zwei verschiedene Ähnlichkeiten. Wenn man findet, daß ein Autor einen andern zum Verwandten, und wenn man entdeckt, daß er ihn bloß zum Bekannten hat.

*

Ein schöpferischer Kopf sagt auch das aus eigenem, was ein anderer vor ihm gesagt hat. Dafür kann ein anderer Gedanken nachahmen, die einem schöpferischen Kopf erst später einfallen werden.

¹ Asylbetrüger im Gutmenschenland Deutschland

*

Eigene Gedanken müssen nicht immer neu sein. Aber wer einen neuen Gedanken hat, kann ihn leicht von einem andern haben.

*

Die Wissenschaft überbrückt nicht die Abgründe des Denkens, sie steht bloß als Warnungstafel davor. Die Dawiderhandelnden haben es sich selbst zuzuschreiben.

*

Wahnverpflichtet durchs Leben wanken — das könnte immer noch ein aufrechterer Gang sein als der eines Wissenden, der sich an den Abgründen entlang tastet.

*

Die Unsterblichkeit ist das einzige, was keinen Aufschub verträgt.

*

Hüte dich vor den Frauen! Du kannst dir eine Weltanschauung holen, die dir das Mark zerfressen wird.

*

Qual des Lebens — Lust des Denkens.

*

Wenns nur endlich finster wäre in der Natur! Dies elende Zwielficht wird uns noch allen die Augen verderben.

Karl Kraus.

* * *

Pascin

Ich würde es dem Zeichner Pascin von Herzen gönnen, daß das, was ich hier über ihn schreibe, für nicht gar so wenig Menschen Interesse hätte. Indessen würde es mich selbst am Geschmack des Publikums irre machen, wenn dieses für einen so erstaunlich tiefen, kühnen und durchaus singulären Künstler auch nur eine leise Sympathie bezeugte ... In der Tat ist es recht unanständig, zu sagen, daß man in der Kunst Pascins Genuß findet; denn hier wie immer wird man unserm künstlerischen Entzücken ein stoffliches unterschieben.

Nun hat freilich bei Pascin auch das Stoffliche an und für sich schon psychologische Bedeutung; und seine Kunst wird vollkommen unzugänglich bleiben für alle, die entweder nicht reich oder nicht ehrlich genug sind, um — wenigstens in sogenannten dunklen Augenblicken — auf dem untersten Grunde ihrer Seele schlummernde Möglichkeiten des Tierischen, oder auch nur die leisen Schatten solcher Möglichkeiten herumkriechen zu sehen.

*

Ein besonderer Grund, warum es Pascin gar nicht gelingt, das sonst den erotischen Darstellungen heimlich nicht abgeneigte Publikum für sich zu entzünden, scheint mir darin zu liegen, daß ihm das keuchende Pathos im Erotischen gänzlich fremd ist. Ach, »er geht nirgends aufs Ganze«! In der Gebärde, überhaupt in der ganzen Erfindung seiner Figuren und Situationen liegt nirgends etwas Entschlossenes und Definitives — überall nur jener andeutende, letzte feine Rest psychologischer Regung; nirgends heftige Bewegung, sondern höchstens ein leiser Wille dazu.

*

Pascin ist der Darsteller psychologisch—erotischer Grenzgebiete. Von den meisten erotischen Künstlern unterscheidet er sich dadurch, daß er nie illustriert. Er ist ein viel zu guter Psychologe, um Vorgänge illustrieren zu müs-

sen. In einer matt herabhängenden langen mageren Hand vermag er das Erschauern aller Perversitäten auf einmal auszudrücken. Er zeichnet nur irgend ein schiefgezogenes Auge, und läßt uns so schon einen tieferen Blick in Abgründe tun als ein anderer, der diese Abgründe selbst darstellt.

*

Ich protestiere daher nachdrücklich gegen eine Meinung, die, soviel ich weiß, sehr verbreitet ist — nämlich dagegen, daß Pascin einem »schauerlichen Realismus« huldige. Diese Meinung des Publikums hängt natürlich wieder mit seiner öden Verwechslung des Dargestellten und der Darstellung zusammen. Ich empfinde im Gegenteil die Kunst Pascins als durchaus mystisch.

An jeder Figur oder Situation führt Pascin nur soviel aus, als unbedingt nötig ist, die Idee der Figur oder Situation wiederzugeben. Vieles liegt bei ihm überhaupt schon auf der Grenze zwischen Mensch und reinem Symbol eines Triebes, zwischen animal und dem reinen Ausdruck, der Idee des animal. Ich erinnere mich an jenes zwischengeschlechtliche nackte Riesen—Monstrum im Kinderwagen, das nur glotzt ... glotzt wie tausend eklige Tiere aus einem tausend Jahre lang versumpften Brunnen. Die Häßlichkeit dieses Monstrums übertrifft weitaus alle Wirklichkeit; sie ist realistisch unmöglich, auch bei den Hallstättern, und muß als das abstrahierte Symbol irgendeines grausigen Sexualtriebes aufgefaßt werden.

*

Ebenso fremd wie Pascin das stoffliche Pathos in der Erotik bleibt, ist ihm das Pathos auch in der künstlerischen Ausführung. Alles ist leicht, zart und nachlässig hingeworfen, oft nur spärlich skizziert. Pascin hat unendlich viel Sinn für Nuancen. Das bedingt an und für sich eine zarte Technik.

*

Reine Komik, befreiendes Lachen finden wir nie bei Pascin. Auch hier wehrt er sich gegen das Pathos — ich meine gegen das Pathos der Heiterkeit. Komische Linien haben bei ihm stets eine Richtung ins Grausige oder in eine degenerierte Müdigkeit. Die reine Komik würde eine derbere Technik verlangen, als er anwenden will. Wenn er eine rumänische Kupplerin zeichnet, wie sie ihrer Tochter das Haar bindet, läßt er aus dem vergrößerten Weiß ihrer Augen, aus der Spannung ihrer knöchernen Hand die sexuelle Wollust der Kupplerin fiebern. Seine Kunst erlaubt ihm, realistischeren Vorgängen aus dem Wege zu gehen.

*

Pascin ist Meister in der Erregung des Grauens. Mein tiefstes Grauen hat er mit einigen Zeichnungen geweckt, auf denen die dargestellten Menschen in unendlicher Müdigkeit und Apathie nur dasitzen und warten, immer nur warten ... Er hat Typen gezeichnet, die auch zum Sterben zu müd sind. Ein kleiner, knochiger, verrunzelter Hund, der auf diesen Zeichnungen nie fehlt, verstärkt noch, durch die tierische Perversität seines Blickes, den ungeheuren Eindruck vollkommenster Verlassenheit.

Auch zu solchen Darstellungen würde eine kräftige Technik nicht passen; nur die feinsten Striche und die abgetöntesten Farben vermögen die Idee zu retten.

*

Manchmal hat Pascin mitten unter viehisch wüste und verwüstete Balkanweiber irgend ein Mädchen mit ausnehmend hübschem Gesicht gezeichnet, das in naiver und unschuldiger Miene eine kindlich fromme Perversität zum Ausdruck bringt. Diese künstlerische Laune Pascins hat mir von jeher gefallen. Ich glaube nämlich, daß er sich damit über das Publikum mokierte, indem er ihm lächelnd sagte: »Seht, ich könnte sogar etwas Süßes zeichnen!«

Zur Ehre des Publikums sei festgestellt, daß es sich von diesen sporadischen Launen Pascins nicht hinreißen ließ. Diese Launen waren zu selten, als daß eine dauernde Neigung darauf hätte basieren können.

München.

Karl Borromaeus Heinrich

* * *

Der Fortschritt ¹.

Ich habe mir eine Zeitungsphrase einfallen lassen, die eine lebendige Vorstellung gibt. Sie lautet: Wir stehen im Zeichen des Fortschritts. Jetzt erst erkenne ich den Fortschritt als das, was er ist, als eine Wandeldekoration. Wir bleiben vorwärts und schreiten auf demselben Fleck. Der Fortschritt ist ein Standpunkt und sieht wie eine Bewegung aus. Nur manchmal krümmt sich wirklich etwas vor meinen Augen: das ist ein Drache, der einen goldenen Hort bewacht. Oder es bewegt sich nachts durch die Straßen: das ist die Kehrichtwalze, die den Staub des Tages aufwirbelt, damit er sich an anderer Stelle wieder senke. Wo immer ich ging, ich mußte ihr begegnen. Ging ich zurück, so kam sie mir von der anderen Seite entgegen, und ich erkannte, daß eine Politik gegen den Fortschritt nutzlos sei, denn er ist die unentrinnbare Entwicklung des Staubes. Das Schicksal schwebt in einer Wolke, und der Fortschritt, der dich einholt, wenn du ihm auszuweichen hoffst, kommt als Gott aus der Maschine daher. Er schleicht und erreicht den flüchtigen Fuß und nimmt dabei so viel Staub von deinem Weg, als zu seiner Verbreitung notwendig ist, auf daß alle Lungen seiner teilhaft werden, denn die Maschine dient der großen fortschrittlichen Idee der Verbreitung des Staubes. Vollends aber ging mir der Sinn des Fortschritts auf, als es regnete. Es regnete unaufhörlich und die Menschheit düstete nach Staub. Es gab keinen und die Walze konnte ihn nicht aufwirbeln. Aber hinter ihr ging ein radikaler Spritzwagen einher, der sich durch den Regen nicht abhalten ließ, den Staub zu verhindern, der sich nicht entwickeln konnte. Das war der Fortschritt.

Wie enthüllt er sich dem Tageslicht? In welcher Gestalt zeigt er sich, wenn wir ihn uns als einen flinkeren Diener der Zeit denken? Denn wir haben uns zu solcher Vorstellung verpflichtet, wir möchten des Fortschritts inne werden, und es fehlt uns bloß die Wahrnehmung von etwas, wovon wir überzeugt sind. Wir sehen von allem, was da geht und läuft und fährt, nur Füße, Hufe, Räder. Die Spuren verwischen sich. Hier lief ein Börsengalopin, dort jagte ein apokalyptischer Reiter. Vergebens ... Wir können von Schmockwitz nach Schweifwedel telephonisch sprechen, und wissen noch nicht, wie der Fortschritt aussieht! Wir wissen bloß, daß er auf die Qualität der Ferngespräche keinen Einfluß genommen hat, und wenn wir einmal so weit halten werden, daß man zwischen Wien und Berlin Gedanken übertragen wird, so wird es nur an den Gedanken liegen, wenn wir diese Einrichtung nicht in ihrer Vollkommenheit bewundern können. Die Menschheit wirtschaftet drauflos; sie braucht ihr geistiges Kapital für ihre Erfindungen auf und behält nichts für deren Betrieb. Der Fortschritt aber ist schon deshalb eine der sinnreichsten Erfindungen, die ihr gelungen sind, weil zu seinem Betrieb nur der Glaube notwendig ist, und so haben jene Vertreter des Fortschritts gewonnenes Spiel, die einen unbeschränkten Kredit in Anspruch nehmen.

Besehen wir das Weltbild im Spiegel der Zeitung, so erweist sich der Fortschritt als die Methode, uns auf raschestem Wege alle Rückständigkeiten erfahren zu lassen, die in der weiten Welt vor sich gehen. Was mir aber den

¹ Aus dem 'Simplicissimus'.

größten Respekt abnötigt, ist die Möglichkeit, bedeutende zeitgeschichtliche Tatsachen auf photographischem Wege dem Gedächtnis jener Nachwelt zu überliefern, die am Morgen des folgenden Tages beginnt und am Abend zu Ende ist. Der Fortschritt ist ein Momentphotograph. Ohne ihn wäre jener Augenblick unwiederbringlich verloren, in dem der König von Sachsen vom Besuche einer Sodawasserfabrik sich zu seinem Wagen begab. Wie sieht das aus? fragte man sich. Wie macht er das? Wie geht der König? Er setzt einen Fuß vor den andern, und der Momentphotograph hat es festgehalten. Aber dieser vermag vom Schreiten nur einen Schritt zu erhaschen, darum wird das Gehen zum Gehversuch, und der Adjutant, der auf die Füße des Königs sieht, scheint die Schritte zu zählen, damit keiner ausgelassen wird: Eins, zwei; eins, zwei ... So weiß man immerhin, wie die Sohle des Königs von Sachsen beschaffen ist; aber auch das mag dem deutschen Volke genügen. Mehr bietet die Momentphotographie, wenn sie sich »in den Dienst des Sports stellt«, und ohne sie wäre der Sport am Ende gar kein Vergnügen. Eine Schlittenfahrt — hei, das macht Spaß! »Prinz Eitel Friedrich bremst«. Und was tut Prinz August Wilhelm? »Prinz August Wilhelm hilft als galanter Gatte seiner Gemahlin vom Schlitten.« Ist das Bild das offizielle Dementi eines Gerüchtes, daß Prinz August Wilhelm ungalant sei und bei Schlittenfahrten seine Gemahlin allein aussteigen lasse? Hat sich solcher Argwohn im Gefühlsleben des deutschen Volkes eingenistet? Nein, das deutsche Volk liebt es zu hören, daß Prinz August Wilhelm als galanter Gatte seiner Gemahlin vom Schlitten helfe, auch wenn es nie daran gezweifelt hat und das Gegenteil nicht behauptet wurde. Wäre das Gegenteil behauptet worden, so könnte man sagen, es sei kleinlich, solche Gerüchte zu widerlegen. Das deutsche Volk glaubt sie ohnedies nicht. Es glaubt nur, was es sieht. Darum glaubt es an die Galanterie des Prinzen August Wilhelm, wenn es eine Probe zu sehen bekommt. Es will sehen, wie sich dieser Prinz benimmt, wenn er mit seiner Gemahlin aus dem Schlitten steigt. Da es nun unmöglich ist, das deutsche Volk in seiner Gesamtheit zur Besichtigung des Vorgangs zuzulassen und die Versicherung der Bericht-erstatte nicht genügt, so stellt sich die Momentphotographie in den Dienst des Sports. Quälend wäre aber auch die Ungewißheit, ob der Badische Finanzminister anders geht, wenn er das Reichsschatzamt verläßt, als der Hessische Minister der Finanzen, oder ob Taft, die Grüße der Volksmenge erwidern, den Mund weiter öffnet, als Roosevelt in diesem Falle gewohnt war. Das eben ist der Fortschritt, daß solches Interesse heute schnellere Befriedigung findet als ehemals, ja daß sogar die schnellere Befriedigung solches Interesse heute erzeugen kann. Einst war der Geist auf Bücher angewiesen und der Atem auf Wälder. Wo sollen wir heute in Ruhe unsere Zeitung lesen? Die Papierindustrie blüht, aber sie gibt keinen Schatten. Und die Rotationsmaschine schleicht nachts durch die Straßen, wirbelt den Staub des Tages auf und setzt ihn für den kommenden Tag wieder ab.

Als ich ein Knabe war, sah ich den Fortschritt in der Gestalt eines deutsch—fortschrittlichen Abgeordneten. Er vertrat die Freiheit, er vertrat die böhmischen Landgemeinden, er vertrat die Stiefelabsätze. Was wollte ich mehr? Ich hörte zum erstenmal, die Deutschen in Österreich seien von den Tschechen »vergewaltigt« worden. Ich verstand kein Wort davon, aber ich weinte vor Erregung. Es war eine Phrase, die mir einen Lebensinhalt offenbarte. Später, als die Vergewaltigung in eine Keilerei ausartete, sah ich selbst in dieser keine Äußerung natürlicher Kräfte, sondern die Folge einer Phrase. Da die Politik nicht mehr mein Gefühl ansprach, erkannte ich, daß sie nicht zu meinem Verstande spreche. Politik ist Teilnahme, ohne zu wissen wofür. Wenn sie aber nicht einmal mehr das ist, so kann es leicht geschehen, daß sich uns

der Fortschritt als die Weltanschauung des Obmannes der freiwilligen Feuerwehr von Pardubitz enthüllt. Aus solcher Enttäuschung gewöhnte ich mich, das Prinzip der kulturellen Entwicklung nur mehr in jenen Regionen des Lebens zu suchen, die dem Sprachenstreit entrückt sind. Ich fand den Fortschritt in allen, ohne in einer einzigen seine Physiognomie zu finden. Ich glaubte, ich sei in eine Maskenleihanstalt geraten. Jetzt war er ein Ausgleicher im sozialen Bankrott, jetzt ein Schaffner an jenem Zug des Herzens, der Hoheiten talwärts führt; hier Wahlagitator, dort Kuppler; bald Nervenarzt, bald Kolporteur. Rechts von mir sagte einer, der keine gerade Nase hatte: ich sitze mit vier Reichsrittern, drei Markgrafen, zwei Fürsten und einem Herzog im Verwaltungsrat der Konservenfabrik ... Das war der Fortschritt. Links von mir sagte eine Dame, die Boutons trug: Man kann die Neunte Symphonie am billigsten im Arbeiterkonzert hören, aber man muß sich dazu schäbig anziehen ... Das war der Fortschritt.

Dann sah ich ihn als Ingenieur am Werke. Wir verdanken ihm, daß wir schnell vorwärts kommen. Aber wohin kommen wir? Ich selbst begnügte mich, es als das dringendste Bedürfnis zu empfinden, zu mir zu kommen. Darum lobte ich den Fortschritt und wollte in einer Stadt nicht fürder leben, in der nur Hindernisse und Sehenswürdigkeiten den Weg zum Innenleben verstellen. Eines Tages begann ich aber neuen Mut zu schöpfen, weil das Gerücht zu mir drang, in Wien sei eine Automobildroschke zu sehen gewesen. Die wird wohl schwer zu haben sein, dachte ich, aber wenn ich sie doch einmal erwische, so wird es ein anderes Leben werden! Im Sausewind an den Individualitäten vorbei, die mich an jeder Straßenecke belästigen, — das allein ist schon ein anregendes Erlebnis. Ich machte mich auf, den Fortschritt zu suchen, und fand ihn auf seinem Standplatz. Die Automobildroschke stand da als eine Verlockung zu einem Leben ohne Hindernisse, der jeder Wiener aus dem Wege ging. Aber wenn er geahnt hätte, daß auch sie ihm all den Reiz des Umständlichen bieten konnte, den zu entbehren ihm so schwer fällt, er hätte eine Fahrt riskiert, umso mehr als der Chauffeur durch die Frage »Fahr'n m'r Euer Gnaden« das sympathische Bestreben verriet, an die Tradition anzuknüpfen und über den Mangel an Pferden taktvoll hinwegzutäuschen. Ich, ein Freund des Fortschritts, ließ mich nicht lange bitten, und ich kann heute sagen, daß jeder Wiener es bedauern kann, meinem Beispiel nicht gefolgt zu sein. Alle Befürchtungen, es könnte am Ende glatt gehen, sind überflüssig und getrost darf man sich dem neuen Fahrzeug anvertrauen. Vor allem gab es vieles zu sehen. Denn zehn unbeschäftigte Kutscher halfen dem Chauffeur, den Wagen flott zu machen, und hier zeigte es sich, daß unser Fortschritt nicht durch die Feindschaft des Alten gehemmt wird, sondern im Gegenteil durch dessen Unterstützung. Ein Wasserer eilt herbei, um nach dem Rechten zu sehen. Er will nach alter Gewohnheit den Wagen waschen, ehe man fährt. Aber als er dann auch den Pferden den Futtersack reichen wollte, stellte es sich heraus, daß keine da waren. Man konnte sie also nicht einmal abdecken und, schlimmer als das, man hatte nichts bei der Hand, um den Taxameter zuzudecken. Nachdem sich der Wasserer, der die Welt nicht mehr verstand, kopfschüttelnd entfernt hatte, setzte sich trotz alledem wie durch ein Wunder das Automobil in Bewegung, nicht ohne daß es mir aufgefallen wäre, wie der Chauffeur mit einem fremden Mann geheimnisvoll einige Worte wechselte. Als ich am Ziel ausstieg, sah ich denselben Mann wieder mit dem Chauffeur sprechen. Er war vorausgegangen und hatte das Automobil erwartet. Ich beruhigte mich bei dem Gedanken, daß es ein Vertreter der Firma sein könnte, die es erzeugt hatte, und fand sogar Gefallen an der Vorstellung, daß ich — als Vertreter des Fortschritts — ausersehen war, die Probefahrt zu bestehen. Den

Ovationen der Menge, die sich inzwischen angesammelt hatte, entzog ich mich, indem ich zu dem benachbarten Standplatz ging, um die Rückfahrt in einem Einspanner anzutreten. Der Standplatz war aber leer, weil sämtliche Kutscher zu dem Automobil geeilt waren. Nur einer war auf seinem Bock, der aber schlief und als ihm ein Polizist, den ich schon aufgeweckt hatte, dieses Benehmen verwies, murmelte er aus dem Schlaf die Worte: »Jetzt könnt's mi alle mitananda — « Er meinte hauptsächlich den Fortschritt.

Nun erst war ich begierig ihn kennenzulernen. Ich reiste, und wirklich, ich habe ihn oft genug in jener Tätigkeit gesehen, zu der er sich hierzulande nun einmal nicht schicken wollte, als Förderer des Fremdenverkehrs. Ich kam schnell vorwärts, aber zumeist auf falschem Wege, und so wurde ich der Vermutung bestärkt, der Fortschritt sei ein Hotelportier. Und überall schien um seines Ehrgeizes willen jedes bessere Streben der Menschheit zu stocken. Es war, als ob nicht ein Ziel die Eile der Welt geboten, sondern die Eile das Ziel bedeutet hätte. Die Füße waren weit voran, doch der Kopf blieb zurück und das Herz ermattete. Weil aber so der Fortschritt vor sich selbst anlangte und schließlich auf Erden nicht mehr ein und aus wußte, legte er sich eine neue Dimension bei. Er begann Luftschiffe zu bauen, aber an Garantien der Festigkeit konnte er es mit jenen, die bloß Luftschlösser bauen, nicht aufnehmen. Denn diese haben die Phantasie, mit der sie selbst dann noch wirtschaften können, wenn alles schief geht. Was immer aber der Fortschritt weiter beginnen mag, ich glaube, er wird sich bei den Katastrophen des Menschengestes nicht anstelliger zeigen, als ein Seismolog bei einem Erdbeben. Er wird uns, wie hoch er sich auch versteige, keine Himmelsleiter errichten. Wenn er jedoch als Roter Radler Briefe befördert, könnte er immerhin von den Dienstmannern als Satan verschrien werden. Auch mag er dazu helfen, daß die Eifersucht der Weltstädte wachse und sie zu Kraftleistungen sporne. Etwa so: Berlin hat heute schon fünfhundert Messerstecher, Wien ist ein Krähwinkel dagegen; wenn man dort wirklich einen einmal braucht, ist keiner da! ... Schließlich überlebt sich auch diese Mode. Nur der Tod stirbt nicht aus. Denn der Fortschritt ist erfinderisch und dank ihm bedeutet das Leben nicht mehr eine Kerkerhaft, sondern Hinrichtung mit Elektrizität. Wer es nicht erst darauf ankommen lassen will, den ganzen Komfort der Neuzeit zu erproben, der hat rechtzeitig Gelegenheit, von jener primitiven Erfindung Gebrauch zu machen, die ihm die erbarmungsvolle Natur an die Hand gegeben hat: von der Schnur, mit der der Mensch auf die Welt kommt!

Karl Kraus

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jaboda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtstraße 3.**



Unternehmen für Zeitungsausschnitte

OBSERVER, Wien, I. Concordiaplatz Nr. 4 (Telephon Nr. 12801)
versendet Zeitungsausschnitte über jedes gewünschte Thema. Man verlange Prospekte.

DIE FACKEL

Herausgeber: **KARL KRAUS.**

erscheint in zwangloser Folge im Umfange von 16—32 Seiten.

BEZUGSBEDINGUNGEN:

für Österreich-Ungarn, 36 Nummern, portofrei K 9.50

„ die Länder d. Weltpostv., 36 „Nummern“, portofrei „ 4.—

„ „ „ „ „ 18 „ „ „ „ „ 12.—

„ „ „ „ „ 18 „ „ „ „ „ 6.—

Das Abonnement erstreckt sich nicht auf einen Zeitraum,

sondern auf eine bestimmte Anzahl von Nummern.

Verlag: **Wien, III, Hintere Zollamtsstraße Nr. 3.**

Verlag für Deutschland:

VERLAGSGESELLSCHAFT MÜNCHEN G. m. b. H.
München, Franz Josefstraße 9.

Inhalt der vorigen Nummer 274, 27. Februar: Peter
Altenberg. Von Karl Kraus. — Eine Zuschrift von Detlev von
Liliencron. — Leben. Von Otto Stoessl. — Spiel. Von Otto
Soyka. — Glossen, Notizen, Aphorismen. Von Karl Kraus.

SUBSKRIPTIONS-EINLADUNG.

Ab Ende März erscheint bei der unterzeichneten Verlagsgesellschaft ein aus
zwölf Kunstblättern erotischen Charakters bestehendes Mappenwerk
„DER PHÖNIX“. Die zwölf Einzelkunstblätter stammen von den
folgenden Künstlern:

Th. Th. Heine (München)	Pascin (Paris)
Konstantin Somoff (St. Petersburg)	Albert Weisgerber (München)
Yasuda Minori (Tokio)	Willi Geiger (München)
Karl Arnold (München)	G. Jagerspacher (München)
Heinrich Kley (Karlsruhe)	Luis Vesco (Salzburg)
Otto Kopp (München)	Hubert Wilm (München)

Das Werk erscheint in 6 Lieferungen, die einander in monatlichen Abständen
folgen. Alles Nähere über Bezugsbedingungen etc. enthält ein aus-
führlicher Prospekt, der auf Verlangen umsonst u. portofreizugesandt wird.

München,

Franz Josefstraße 9/0.

Verlagsgesellschaft München

G. m. b. H.

Mit dem nächsten Hefte – am 1. April 1909 –
schließt der **10. Jahrgang** der ‚Fackel‘ ab.
Aus diesem Anlasse gibt der Verlag
sämtliche Nummern der

Zehn Jahre Fackel

zu einem besonders ermäßigten Preise ab, und
zwar: 278 Nummern statt **66 Kronen 20 Heller**

20 Kronen portofrei.

Da von vielen Heften nur mehr eine geringe
Anzahl vorhanden ist, müßten Vormerkungen
ehestens erfolgen. Die vorläufig fehlenden
Nummern werden nachgeliefert.

Der Verlag gibt zugleich bekannt, daß er die
Nummern 2, 152 und 162 für je **1 Krone** zurück-
kauft und die Nummern 30, 32, 38 und 48
für je **50 Heller**.

Der **Verlag der ‚FACKEL‘**
WIEN, III. Hintere Zollamtsstraße 3
Telephon Nr. 187.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur **Karl Kraus**.
Druck von Jahoda & Siegel, Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.